



- ◆ Trabajo realizado por el equipo de la Biblioteca Digital de la Fundación Universitaria San Pablo-CEU

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satire
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Thiere
Vertraut und sich begibt in seine Hüt,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbenen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist;
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,

Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
 Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
 Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
 Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
 Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
 Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
 Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
 Wenn mir an seiner hellen Feueresse
 Die Morgengluth des heil'gen Sabbath's dämmert,
 Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
 Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen
 Als scharfe Schauer deine luft'gen Branken,
 Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
 So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!

Und kommen klagende Erinnerungen,
 Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
 Auf eine aber stürze dich vor allen,
 Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
 Verschling auf immer du in deinen Rachen
 Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
 Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfragen,
 So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tagen!
 Schlag ihnen breite Wunden ins Gewissen,
 Und Höllenträume hauche auf ihr Rissen!
 Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
 Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,
 Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
 Nach vor der Thür Geräusch wie Dolchewegen!
 Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
 Berfriedhen sich, entreiß ihm seine Decken
 Und wickle ihn in alle Flüche fest,
 Die er getreten Herzen ausgepreßt!

Sein Eingeweide schlag mit Schmerzensbissen,
 Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
 Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
 Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger, den Tyrannen quäle! quäle!
 Bis er sich bessert, schütte seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
 So viele Thränenströme seh' ich fluten,
 Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
 Der Menschheit Freudensthöller rings verschüttet,
 Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
 Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
 Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —

Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
 Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
 Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
 Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II.

Also schweiften mir die Nachtgedanken,
 Bis die Sinne mir in Schlummer sanken,
 Und dem Geist des Hasses Doldh entfiel.
 Da begann ein Traum sein ernstes Spiel.

Einsam wandernd, mit dem Abendstrahl,
 fand ich mich in einem fremden Thale.
 Stumm, nach einem Laute bange schmachtend,
 War die Wildniß, stumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrte ich trüb alleine,
 Und ich stieß auf einen Haufen Steine;
 Aus den Steinen, stumm ein Loos beklagend,
 Ragt' ein Bambusrohr ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
 Schwarz und weißes Fähnlein, stattre, plaudre:
 Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
 Hier von einem Tiger ward zerrissen;
 Daß er vor den schnellen Todesstreichen
 Raum die Zeit gefunden zu erleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
 Still und weit, wie fatten Tigers Gähnen.
 O wie war die Erde mir so traurig!
 O wie war mir die Natur so schaurig!
 Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
 Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
 Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
 Tröstend rief mir eine Stimme leise:
 „Guten Abend, Freund, und gute Reise!

Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
 Dem die Wüsthenthiere angehören!
 Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
 Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
 Liebesgluthen ihre Rosen scheinen,
 Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
 Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.
 Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
 Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
 Ihre Nachtigallen werden Unken,
 Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
 Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
 Und verhageln alle deine Wonnen,
 Todeshauche ihre Liebesreden,
 Denn verloren ist auch ihr das Eden.

Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
 Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
 Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
 Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
 Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
 Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
 Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
 Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
 Die aus tiefer Haft so wild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
 Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
 Dem Dämonen in den finstern Stätten
 Mit den Waffen schmieden seine Ketten.

Dort! sieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
 Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
 — Also sprach der Unsichtbare leise —
 Guten Abend, Freund, und gute Reise!“

Wieder stille war es in der Wüste,
 Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
 Stark und voll und dringend klang die zweite:
 „Hafte herzhafte! rüste dich zum Streite!
 Liebe die Natur, die, treu und wahr,
 Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
 Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
 Grau'n und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
 Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
 Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
 Auf dem Kreuze zu Jerusalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
 Gott soll wieder in Gewittern grollen,
 Blitze müssen in die Dächer fahren,
 Schlachtgerümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
 Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
 Bis die Herzen der Despoten bluten,
 Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüsten feig versiechen,
 Die entnervend durch die Herzen kriechen;
 Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
 Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
 Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
 Schiebe nicht den Trost ins Nebelweite!

Hafte herzhafte! rüste dich zum Streite!
 Eh die Kräfte dir im Tode schlaffen;
 Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitpsalm,
 Trug von hinnen mir den Bambushalm,
 Rieß den Steinehaufen fort wie Flaum,
 Weckte mich zurück aus meinem Traum.
 Und zu singen in der stillen Nacht
 Hob ich an die Albigenferschlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
 Ein stilles Meer von Blüthendüften wallen;
 Ist auch ein Lenzhauch, was sich dreingeseht,
 Der Moderduft von jenen die gefallen?

O Menschengest, wie bist du zu beweinen!
 Hättest du nicht so unselig und entschieden
 Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
 So würde auch dein Lenz so hold erscheinen.
 Wie würden deine Lieder wonnig rauschen,
 Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;

Erwachen würde, wo sie sich erschließen,
 Ein tiefes Athmen und ein selig Lauschen.
 Nun aber ist dein Lenz ein tödtlich Pochen,
 Verheerend ist dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzlen ist was er versäumt, verloren:
 Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt;
 Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
 So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.
 O Geist, ist deinem Lenz die Luft genommen,
 Sey du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Castelnau.

Ist der kristallne Becher ausgeschwenket,
 Wer sieht's ihm an, ob er mit süßem Wein
 Ein Herz entlammt zu süßen Raserei'n,
 Und mit Vergessen einen Schmerz getränkt?
 Ob er mit Gift den Becher kalt gemacht,
 Und tieferes Vergessen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht sagen:
 Die Blüten hat mein milder Thau besprengt,
 Des Friedens Hütte hat mein Blik versengt,
 Mein Hagel hat im Wald den Lenz erschlagen:

So steht am Rhonestrom der Wanderer nicht
 Aus Peters klarem, heitern Angesicht,
 Ob er den Segen in Toulouse' gesprochen,
 Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, ist es auch im Antlitz nicht zu schauen,
 Der Wanderer kennt des Papstes strengen Boten,
 Und als er ihm den Abendgruß geboten,
 Gilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
 Die Kezer mit dem Banne zu ereilen,
 Sein Aug' und Ohr ringsum nach Kezern fragend,
 Sein Hals ein Köcher voll von Fluchespfeilen.
 Er ist ein Mann von den Umwandelbaren,
 Raslos, verachtend Freuden und Beschwerden,
 Rasch, ohne Mitleid, trozig in Gefahren,
 Recht wie sie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
 Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
 Der Stadt Toulouse', den Frommen nicht bekümmert,
 Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
 Kein Zweifel seinen Helfenglauben stört,
 Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,
 Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer,
 Die Welt verheert ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Castelnau!“
 Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeschritten,
 Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
 Beim Grafen von Toulouse wohlgelitten.
 „Pierr'! ich bin ein Kezer!“ ruft der Wanderer,
 „Geraus mit Fluch und Bann! hei! donn're zu!
 Doch sind wir nur selbander, ich und du,
 Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
 Nur die Natur ist Zeuge deiner Schrecken;

Den Bäumen aber und den frischen Quellen
Wirft du das alte Gastrecht nicht vergällen,
Daß sie die Frucht, den Trunk vor mir verstecken.

O zaubre hier voraus mich in die Lage,
Die jenseits noch jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erschüttern als die Luft.
Versuch' s, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß seine Früchte meiner Hand entspringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß sich vor mir den Duell mit Eis verschanzen!
Versuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zerstückt mit scharfem Dorne?

Umsonst! hier steht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windehauch,
Nierr' von Castelnau! die Vöglein lachen,

Befiehl dein Bann, daß sie dem Keger grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald sie Herberg machen,
Daß sie nicht singen und nicht beten sollen!"

So spottend folgt dem Mönche nach der Sänger:
Die Sonne tief im Westen sich verneigt,
Und, unbewegt von seinem fecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und schweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone:
Der Spötter harret, daß ihn der Mönch befehle,
Bis wieder er beginnt mit feckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf diesen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Pabst,
Mit dessen Bann- und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabst.“

„Ich könnte wohl auf dich den Degen schwingen,
 Und ein Stück Leid vielleicht der Welt ersparen.
 Vielleicht jedoch ihr größtes Unheil bringen,
 Auch scheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich, kehre um, kehre um zur Stelle
 Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
 Statt in der Herberg dort zu übernachten,
 Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!“

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
 „Nie kehre ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
 Der Tod für Gott ist mein ersehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
 Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Leib, ich warne deine Seele,
 Horch auf, daß ich ein Märlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
 Wenn ich den Kirchenbann aufs Haupt dir schwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
 Mein Märlein läßt dich in die Zukunft schauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
 Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
 Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
 Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben.“

Da läßt der Jägermann drei Pfeile fliegen
 Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegs.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisendrahte braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reisfer für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte steht's und dreht die Raben lachend:
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

„Es dämmert schon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze.“

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend:
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert,
Und wirft das Holz ins Feuer daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köstlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten.“

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer sachend.

Der Rauch steigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um seine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erschrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Wocken.

Die Raben sind gebraten und verschlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen schwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix ins Feuer.

Die Jungen schüren mit geschäft'ger Hand,
Der Alte spricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geschlagen,
Und die Zigeuner dich ins Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unser Landsmann lindert unsre Noth,
Der älteste Zigeuner nur: der Tod,

Der heimathlos umzieht durch alle Lande
Und spielt sein traurig Lied mit seiner Bände.“

Jetzt lauscht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?“

Ja! Raben, Raben sind's, die also lärmten,
Sie brausen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauscht wie Sturm von ihren Flügelstreichern,
Sie hacken die Zigeuner schnell zu Leichen.

Und als vorbei die Heut' am Morgen kommen,
So finden sie das Kreuz hinweggenommen.

Die Aesche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündentrupp weiß ihr Gebein zu sagen.

Doch in den Lüften seht ihr Raben schweifen
Zu Tausenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menschenhand vernichtet,
Hat die Natur schwarz in der Luft errichtet.

Daß Christus hat, und auch für sie gelitten,
Hat sie sich eingedenk ins Herz geschnitten.

Haft du den Witz, mein Märklein zu verstehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit sich nährten jene,
Ist euch die Lehre Americhs von Bene,

Was euch der Meister heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Lust das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeschrei der Frommen
Zu Tausenden die wilden Raben kommen,

Ein braufendes Gefindel wird sich schaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Lust zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer besfeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld sich sühne,
Bewölfert rasch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menschenreich,
Dann wird dies Land von Blut und Thränen weich:

Dann wird dies Land von Gottes Strafgenittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbst zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächsten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Christus seinen Trost ins Herz dir sende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du bist verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, ist schier zu lang gerathen
Wohl ist was Schauerliches drin zu spüren,
So weit es mein zerstreuter Sinn verstanden:

Die Rabendrei, womit sich nährten jene,
Ist euch die Lehre Americks von Bene,

Was euch der Meister heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Lust das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeschrei der Frommen
Zu Tausenden die wilden Raben kommen,

Ein braufendes Gesindel wird sich schaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Lust zu Abenteuer
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld sich sühne,
Bevölkert rasch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menschenreich,
Dann wird dies Land von Blut und Thränen weich:

Dann wird dies Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbst zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächsten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Christus seinen Trost ins Herz dir sende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du bist verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:

„Dein Mährlein, Freund, ist schier zu lang gerathen

Wohl ist was Schauerliches drin zu spüren,

So weit es mein zerstreuter Sinn verstanden:

Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verstricken mich in euren Banden."

Die Sonn' ist ab, es dunkelt schon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Kunde lacht
Beim süßen Becher Weines von Limoux,
Bis mich noch süß're Frauenblicke laben,
Und ich vergesse dich und deine Raben;
Indeß vielleicht das Leben dir entfloß.
Fahr wohl! fahr wohl! Bierr' von Castelnau!" —

Wie jetzt der Sänger sich gewendet schnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an seiner Schulter trägt,
Und heimlich fühlt der Mönch sein Herz bewegt.
War's noch ein Hauch der süßen Lebensluft,
Den dieser Klang geweckt in seiner Brust?

War's dunkle Wehmuth? — selber weiß er's nicht,
Der rauh sein Herz gemahnt an strenge Pflicht.
Schon ist, erschrocken, wieder todesstill,
Was sich im Herzen irdisch regen will.
Er blickt seitab und spricht kein Scheidewort,
Und finster zieht er seines Weges fort.

Er überdenkt getreu in seiner Seele
Des Pabstes Vollmacht, Lehren und Befehle,
Zu lösen überall im ganzen Lande
In Pabstes Namen die Vasallenbände,
Die an den Grafen von Toulouse heften,
Und alle Lehenseide zu entkräften.
Wer Harnisch trägt, und wer den Bürgerrock,
Burgherr'n und Grafen, Ritter und Barone,
Gerab bis auf den letzten Mann der Frohne,
Und wer noch sonst im Lande Languedoc

Dem Grafen von Toulouse zahlt und sicht —:
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Papstes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus ins Gedächtniß sich gehohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu scheiden,
Sprach er: „Sey fest bei Raimunds Angst und Weiden,
Sey unerschütterlich bei seinem Weh.
Brand wird mit Blut geheilt, der Frost mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu seinem Heil des Treubruchs bittern Becher.
Er hat der Kirche Treue zugeschworen,
Und ist das Haupt der Sünder und der Thoren;
Er soll, wie er der Kirche abgefallen,
Verlassen seyn von Freunden und Vasallen.“

Und eifern stand der Mönch und sah erblicken,
Dem bleichsten Todten gleich, den stolzen Grafen,

Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon steht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde selbst verlassen,
Vrißgebend ihn furchtbarem Kampfesgeschicke,
Das ihn umzieht in schwarzen Wettermassen.
Schon sieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich sturmverschlagenen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann sie zurück mehr bringen.

Bei Mondschein ist der päpstliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genahet.
Er pocht um Einlaß an das stille Haus,
Und öffnend tritt der scheue Wirth heraus.

Der steht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
 Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
 Und im Habit des Ordens von Cisterz;
 Da wird dem Mann bekommen um das Herz,
 Er hat den Gast, so herb und unwillkommen,
 Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Keger, grüßt ehrfürchtig zehend,
 Und führt den Gast in seine beste Stube,
 Nur nöthige und kurze Rede wagend,
 Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
 Er eilt, dem Mönch die Mähzeit aufzutischen,
 Und wünscht ihm „gute Nacht“ in schweren Sorgen,
 Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
 Und müsse Nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Nege in die Flut;
 Doch wenig denkt er an beglückten Fang.

Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
 Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
 Er starrt hinaus, vergessend seiner Nege,
 Und bei der Büsche saufendem Geschwäge,
 Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
 Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
 Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
 Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
 Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
 Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
 Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
 Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
 Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.
 Und jetzt der Mönch am offenen Fenster singt,
 In Liedern fühlt er seiner Seele Brand,
 Der Bußgesang in düstern Weisen klingt

Hinaus ins mondbeglänzte schöne Land.
 Provence! hörst du deine Nachtigall? —
 Bald wird dich solch Gewögel überschwärmen,
 Bald werden sie zu Tausenden hier lärmen,
 Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
 Dann werden auch die Rosen aus nicht bleiben,
 Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein farges Mahl, ein feuriges Gebet,
 Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
 Und als der Hahn die Morgenstunde kräht,
 Erhebt der Mönch sich rasch und wandert weiter.

Der Regen strömt vom Himmel, rings umzogen,
 Und wandernd spricht der Priester seine Messe;

Die Rhone rauscht in hochgeschwellten Wogen,
 Die Schwalbe fliegt und zwitschert durch die Räfte.
 Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
 Das hinter ihm erschallt und näher trachtet.
 Da ruft ein Mann: „Toulouse!“ und in die Seite
 Stoßt er dem Mönch den Speer und sucht das Weite.
 Hinstürzt Pierr' und stirbt; sein heißes Blut
 Strömt fort, gewässert von der Regenflut;
 Doch wird dies Blutmahl in ein Herz sich prägen,
 Wo es verwaschen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
 Fulco sich hat gesellt dem Priesterorden,
 Der Kirche Spür- und Hefhund ist geworden,
 Nachmittend ohne Raß der Kezerspür?
 Ein Zauber mußte schlagen seinen Mund,
 Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefsten Forste jagt die Pfaffenmeute,
 Und Fulco's Lauf und hüziges Gebell
 Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
 Und ihre Todespfeile folgen schnell.

Mir thut es um den wackern Säng'er leid,
 Dem edle Frau'n, wenn seine Lieder rauschten,
 Wie keinem sonst in der Provence lauschten:
 Gib mir, wie er verwandelt ward, Bescheid.“

So stellt Roger von Beziere die Frage
 Dem Freund, und dieser spricht im Ton der Klage:
 Auch mir ist leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
 Und Fulco's Lied ist das Geringste nicht,
 Was uns in diesem Sturme geht verloren;
 Es ist verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkst du des Abends noch in Carcassonne?
 Als Fulco sang in kühler Linden Kreise,
 Als edle Damen seine süße Weise
 Gerührt zu stillem Schmerz, lauter Wonne?
 Bei seinem sehnsuchtsvollen Minneliede
 Entfloh aus mancher schönen Brust der Friede,

Der solchen Klang nicht kann ertragen,
Und mich der Sehnsucht schlummerlosen Klagen.

Er sang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Rosenwangen seiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Gluth, in welcher seine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos versiegt,
Dem Bächlein gleich wenn es vom Schattenthale
Hinaus sich magt zum heißen Sonnenstrahle
Und in die Luft als irrer Dunst verfliegt.
Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil sterbend es zum Himmel wird gehoben.

So sang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenrosen holdrer Frauen
Sah man die Thränen leise niederkhauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.

Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War süß erleichtert, wenn auch nicht genesen;
Denn auch sein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventesen.
Beglückt die Frau, der solche Feier gilt!
Der Säng' er, dem sie von den Lippen quillt!
Ein schöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco sagen,
Wie's kam, daß er sein Saitenspiel zerschlagen,
Das Haupt sich schor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenschaft,
Wie er gepriesen einst ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnsucht hingerast.
Nun schwelgt er in geschreckter Herzen Qualen,
In Bannesbligen, so die Welt verheeren,
Wie einst in schöner Augen milden Strahlen

Und in des Beifalls schmeichlerischen Tönen.
 Das eben war's, ein schöner Frauenblick,
 Und seiner Liebe trauriges Geschick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
 Mit schönem Lied so mächtig rührt,
 Daß er sie von der Freude grünen Auen
 Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt? —
 Hört ihre Seele, wenn sie lauschen,
 Im schönen Liede schon auf Erden
 Die himmlischen Gewande rauschen,
 Die sie, verklärt, umkleiden werden?
 Spürt in des Liedes trunknen Reden
 Ihr Herz die Hauche süß erschrocken,
 Die schmeichelnd einst gespielt im Eden
 Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
 So daß ihr Herz hienieden bangt,
 Und sich die Seele fortverlangt?

O Frauenherz! o zarte Seele!
 Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat sie dein Auge nie geschaut
 Die schöne Gräfin Adelheid,
 Dem Grafen Barral angetraut,
 So sey es deinem Auge leid.

Wohl hast du ihrem Ruhm gelauscht,
 Der weit durch die Provence wehte,
 Als wie von einem Rosenbeete
 Die Lüfte taumeln süß berauscht.
 Doch Namen können dir's nicht sagen,
 Wie sie gestrahlt im Tugendglanz,
 Und in der Schönheit vollem Kranz;
 Das kühnste Wort muß bleich verzagen,
 Wie dir der Duft kann schildern nicht
 Der Rose holdes Bluthenlicht.

Verwirrend war es sie zu schauen,
 Die schönste, sittigste der Frauen,
 Ein Blick, dem Herzen ielig bitter,
 In's Paradies durch Eisengitter.

Auch Fulco sah sie und sie ihn,
 Und ihre Ruhe war dahin.
 Ein Augenblick, so schnell er flieht,
 Ist g'nug, daß sich zwei Herzen nie vergessen;
 Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
 Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marseille war
 Von Fulco's Liedern tief bewegt;
 Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
 Gab nie ein Wort ihm offenbar.
 In ihrem Blick nur konnt' er lesen,
 Wenn ihr ertönte sein Gesang,

Daß sie mit einer Liebe rang,
 Von der noch nie ein Herz genesen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
 Zugleich mit Wonnen, schwer zu tragen:
 Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
 Der Himmel und die Hölle schlagen!
 Er hat in ihrem Blick erkannt,
 Daß ihm ihr Herz sich zugewandt,
 Doch auch, daß jede Hoffnung schwinde,
 Und nie sein Herz Erhörung finde.

Da wurden seine Lieder dringend,
 Der Dame bitterm Vorwurf bringend.
 In schmerzlich grollenden Canzonen
 Bewahrt' er stets doch zartes Schonen,
 Denn nie erklang darin der Name
 Der wunderholden spröden Dame.

Sie hieß in seinem Lied „Magnet“,
 Auch „Allezeit“ in seinen Grüßen;
 Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
 Die Macht der Liebe früh und spät.

Einſt ſang er kühn: „Zerbrich das Joch
 Der ſtrengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
 Daß du nach mir geheim dich kränkeſt
 Und mein in süßer Huld gedenkeſt.
 O könnt' ich mich durch Zauberei'n
 Verwandeln in mein glücklich Bild,
 Das oft vielleicht bei dir darf ſehn,
 Und ſtill bei Nacht dir Küſſe ſtiehl!“
 So klang das Lied des Muzuckers,
 Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wanderer ſaß bei goldner Abendröthe
 Im ſtillen Wald und blies die Flöte.

Da hört' er's leiſ im Didicht rauschen,
 Und inne hielt ſein Hauch erſchrocken,
 Denn auf der Flöte helles Locken
 Kroch eine Schlange vor, zu lauſchen.
 So kam aus ihrer finſtern Schlucht,
 Gelockt von Fulco's Minneſange,
 Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
 Des Grafen Barral Eiferſucht.
 Sie ſtocht in wechſelvoller Windung
 Und immer neuer Qualerſündung
 Sich um den Gatten feſt und ſtach
 Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
 Dem Grafen Barral, und nicht länger
 Am Hof geduldet blieb der Sänger,
 Und der Verwieſne trauernd ſchied.

Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
 Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!“
 Die schöne Gräfin blickte schweigend
 Ihn nach, das Haupt in Trauer neigend,
 Und ihr entfallen heiße Zähren,
 Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.
 Barral gewahrt der Thränen Lauf
 Und tritt mit einem Gluche drauf;
 Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
 Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
 Barral zu fordern ins Gefecht;
 Ihn bat der Dame Scheidblick,
 Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
 Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,

Wenn süßen Duft die Blumen senden,
 Als ob sie Liebe auch empfänden,
 Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
 Den Sehnjuchtlaut in weiche Luft —
 Da steht der Troubadour gebannt
 Und blickt zum Schlosse unverwandt,
 Wo Abelheidens Lichter brennen,
 Und Dualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eiferjucht
 Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
 Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,
 Ins Inn're ist sein Blick gedrungen,
 Er sieht, wie Barral sie umschlungen;
 Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
 Abscheu und grimmiges Beneiden,
 Und mit den Augen mächt' er schütteln

Das Schloß und es zusammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder stimmt zu sanften Klagen
Erinn'ung aus beglückten Tagen
Den Sänger; seine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehntüchtig an des Schlosses Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten schlichen seinem Gramme
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr seit jenem Tag,
Als bis sie auf der Bahre lag. —

Vermorrenes Klaggeläute schallt,
Die Menge wandelt ernst und still
Zum Schloß, wo sie noch schauen will

Der Erde lieblichste Gestalt,
Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verschwunden ist auf immer.
Nur manche fragen trauernd sich,
Warum sie denn so früh verblüht?

Der Eine meint: „Sie war zu gut
Für diese Welt, drum hat sie Gott entrückt
Und hat mit ihr sein Haus geschmückt;
Nun ist ihr wohl in seiner Hut.“
Ein Anderer meint: „der Liebe Schmerz,
Den sie verbarg, brach ihr das Herz,
Es ist die schöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeschlafen.“

Der dies gesprochen, ahnte nicht,
Wie scharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn seinen Schritten folgte dicht

Und unerkannt der Troubadour;
 Der trug die Brust so schwer, so voll
 Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal ist schwarz verhangen,
 Am Sarkophag die Wappen prangen.
 Solch Brunken taugt, den Tod zu ehren,
 Sein hohes Ansehn noch zu mehren,
 Weil für das Aug so höhnisch bitter
 An einer Wahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
 Und lassen jeden Zug erkennen
 Von hoher Schönheit, stillem Garme.
 Und ernste Mönche murmeln beten,
 Daß Gott der Todten sich erbarme,
 Als plötzlich Fulco eingetreten;

Fulco, der sie noch schauen will,
 So bleich wie sie, nur nicht so still.

Er sieht sie todt! — da bricht entzwei
 Sein Herz mit einem wilden Schrei:
 So schmerzlich seine Stimme gellt,
 Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
 Der Rosenkranz der Hand entweicht
 Und rasselnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
 Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
 Wenn dort der Geistereremit
 Aufschreit, den nie ein Wanderer sieht,
 Doch keiner ohne Weinen hört,
 So ist's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
 Der hier die Mönche aufgestört
 Und sie zu Thränen übermannt;

Und jeder wünscht im Herzensgrund:
 O Todte! könnt' ich dich bejelen
 Und dem Unglücklichen vermählen!
 Wie gerne wollt' ich segnen euren Bund!

Und Fulco starrt sie an — und weint.
 Der Rosenschein auf ihren Wangen
 Ist hingelassen und vergangen;
 Doch um die bleichen Lippen scheint
 Für ihn ein süßes Wort zu schweben,
 Ein Wort, das sie nicht sprach im Leben;
 Die Augen, die allein gesprochen
 Von seinem Himmel, sind gebrochen.

Das Leben schwand, die Schönheit nicht
 Von diesem stillen Angesicht,
 Als ob vor ihr der Tod sich scheue,
 Als müßte der, vor so viel Reiz erschrocken,

In seiner grausen Eile stoßen,
 Zu spät erfaßt von blittrer Neue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
 Wie seine Augen auf der Leiche brennen,
 In wilder Angst die Zähren rennen;
 Der Schrei war seiner Liebe letzter Laut.

Geschieht's, damit der Tod noch herber quäle,
 Wenn scheidend eine schöne Seele
 So festen Schatten wirft auf Erden,
 Daß ihre Züge und Geberden
 Noch sichtbar sind, wenn sie entschwunden?
 Damit noch heißer bluten unsre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
 Am letzten Ziele, Angesichts

Der Leiche steht, sie stumm betrachtet,
 Das schöne, starre, kalte Nichts,
 Das grause Nichts, das taub und still,
 Noch immer das Verlorne scheinen will:
 Wer kann den dunkeln Weg wohl wissen,
 Wer kann errathen wohl den Ort,
 Wohin, von ihrer Leiche fort,
 Die Liebe wird von ihrem Schmerz gerissen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
 Mit heft'gem Schritt; die Mönche hängen,
 Daß er sie küßend werd' umfangen,
 Doch nein, o nein, er küßt sie nicht.
 Was lebend sie so streng versagt,
 Fulco noch minder jezo wagt,
 Wo duldsam sie es ihm vergönnte,
 Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
 Das Crucifix, das küßt er wild,
 Und preßt an's Herz das Christusbild,
 Und athmet tief, wie traumewacht.
 Doch scheinbar nur ist sein Bestinnen,
 Ein and'rer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Blick ist hin, damit ist's aus;
 Doch eh' laß Schmerzes wilder Braus,
 Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
 Hat ihn der Sturm noch angeweht,
 Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
 Er will ein Streiter Christi werden.
 Er schwingt empor das Crucifix,
 Entschlossnen Muths, entflammten Blicks,
 Und flieht vom kaurigen Gemach,
 Und jeder starrt hm staunend nach.

Von Abelheids Todtenbahr
 Riß ihn der Wahnstinn zum Altar.
 Wenn all sein Glück ein starkes Herz verloren,
 Wenn seine Wund am tiefsten klast,
 Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
 Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco stand am Sarg der Lieben,
 War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
 Es finden sich jenseits der Thränen,
 Die hier umsonst ans volle Herz sich sehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
 Weil Abelheid in ihr gestorben,
 Die fromme Frau, die, schon vergangen,
 Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
 Wer einen Todten liebt, soll weinen,
 Denn sterben ist im Geiße verschwinden,
 Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
 Daß uns die Todten unverloren,
 Und großt der Wahrheit kühnen Freiern,
 Die sich das Menschenloos entschleiern,
 Und feck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
 Die hüllend überm Abgrund rauchen.
 Ein heimlich vor der Wahrheit Bittern
 Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf, Innocenz, schlaf wohl, und löße
 Ein sanfter Traum ins Herz dir Frieden.
 Doch nein, der Schmerz, der dir beschieden,
 Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
 Du bist tief krank; sollst du genesen,
 Muß erst dein Leib im Sarg verweisen;
 Nicht heilt der Brand der dich verzehrt,
 Weil er am Ewigen sich nährt.

Furchtbar zuweilen ist des Traumes Macht;
 Er ängstigt, schmerzt, erschüttert, droht,

Und wenn der Schläfer nicht erwacht!
 Im Augenblick, im nächsten wär er todt.
 Hat man nicht oft den Abends noch Gefunden
 Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
 Sein stilles Antlitz kann es euch nicht sagen,
 Ob ihn ein böser Traum erschlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
 Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben,
 Und eilte nicht das Herz, sich selbst zu wecken,
 Es stünde still in seinem Himmelsfrecken.

Soldat hanges oder frohes Traumgesicht
 Ergreife dich mit zaubrischer Gewalt,
 Und wenn dein Herz im höchsten Sturme wallt,
 Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Papst in späten Nachtgedanken:
 Dem Giftthauch der Irrlehre preisgegeben,
 Seh' ich das Christenthum auf Erden schwanken,
 Das Grundgestein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
 Der Christenwelt durchwärmend alle Adern,
 Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefster Schmerz,
 Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilder schwingt,
 Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
 Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
 Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
 Das Christenthum zu halten und zu mehren,

Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
 Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
 Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
 Sie wollen frech die Gottesseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
 Der Kirche frankem Athemzug bewacht,
 Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen,
 Und näher hör' ich ein Verhängniß rauschen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
 Die Kegerstimmen, — wie sie lachen, höhnen!
 O wie sie manches arme Herz verheeren!
 Wie sie mit Wuthgeschrei die Tempel stürmen!
 Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
 Die Glocken stürzen schreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an,
 Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
 Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
 Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
 Ins weite Land hör' ich den Reiter jagen,
 Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
 Unnützlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
 Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;
 Da harret des Lehrers die bethörte Schule,
 Und öffnet ihrem Klebling Schooß und Herz,
 Wie einst am Hellespont des Griechen Wuhle,
 Bis ihn die Götter rissen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
 Ein Wetterstrahl die schwarze Wolke rißt,
 Hat ein Gedanke plötzlich mich erhell't:
 Ich soll die Kezer tilgen aus der Welt!
 Wie manches blutverströmende Gefecht

Ward rühmlich für gekrönten Staub geschlagen,
 Und soll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
 Für Christi tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
 Von Gott dem Herrn; soll ich's geduldig leiden.
 Wenn überall verbrecherische Thoren
 Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?
 Wenn jeder lehrt den Glauben den er dichtet?
 Wenn ringsumher, Irrlehren auszuschenken,
 Giftmischer ihre Buden aufgerichtet,
 Die Welt mit süßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rausch von Land zu Land.
 Der Taumelbecher kreißt von Hand zu Hand,
 Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
 Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
 Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,

Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
 So klagt der Pabst in nächtlich dunkler Stille.
 Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
 Mit Gluth und Schwert die Keger auszumerzen;
 Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten, tief bekümmert,
 Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
 In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
 Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
 Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
 Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
 Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
 Nur wessen Loos die Erde zu genießen,
 Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.

Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
 Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen:

Er hört im Traum ein hanges Glockensummen,
 Die Kirche läßt ihr legt Geläut verhallen,
 Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
 Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen;

So wie die Klänge leif' und leiser beben,
 Verzittert in den Tod das fromme Leben.
 Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
 Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
 Vom Nagethier dem Zweifel überwunden,
 Vom Zahn der Hölle Ratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
 Und drüber hin steht er den Satan jagen;

Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt ein Spielzeug seiner Höllenrotte.

Auf schwarzer Wiese tummeln sich die Schwärme
Mit Luß und Scherz und ungeschlachtetem Lärme.
Sie spielen Ball, die Welt im Fluge braußt,
Die Teufel schlagen sie von Faust zu Faust,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölke von den harten Schlägen
Und senkt zum schwarzen Grund sich ins Verderben,
Das sind die Seelen derer die da sterben.

Und weiter treibt sein Traum zu neuer Qual
In ein verdüstert einsam Felsenthal;
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt sein Herz mit Leide zum Berspringen:
„Bei euch verbleib' ich bis ans End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!“

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande schießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
Das bleiche Angesicht vom Blut geröthet,
Das auf's geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erschlagenen rauscht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreischt:
„Gib mir zu trinken!“ rastlos ihm ins Ohr.
Wie er vom Araber Blutrache heischt,
Dem Haupte des erschlagenen Freunds entstiegen,
Indeß die Rosse mit den Mördern fliegen.

Der Geierschrei hat Innocenz geweckt,
Er richtet sich empor und starrt erschreckt,
Ergossen ist durch seine Schlummerzelle
Wie Mondsabämmern eine sanfte Helle.

Da steht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
Wie reisemüd, gedankenvoll, und schweigend.

Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
 Und ruft ihm zu: „o sey begrüßt, willkommen!
 So bist du schon zurück von deiner Sendung?
 Und eilst, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen bist,
 Viel Arbeit harret dein zu dieser Frist.
 Die Briefe dort und manche ernste Kunde
 Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
 Gott segne dich mit seinem Gnadenlichte!

Wie steht's in der Provence? schnell berichte!“
 Doch traurig schweigt der Mönch, als ob er weine,
 Und ist verschwunden sammt dem hellen Scheine. —

Nach schlimmer Nacht noch schlimmere Morgenstunde;
 Fulco's Gesicht im heißen Zorneslicht
 Herein wie eine Rachefonne bricht,
 Er bringt dem Pabst von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! sprich dein Machtgebot!
 In tausend Bannern laß die Rache flattern!
 Schon schlagen sie dir die Legaten todt,
 Wie auf dem Waldweg giftgeschwollne Nattern!

Weil sie so gräulich sind zurückgefallen,
 Will Christus rettend selbst zurücke wallen,
 Er will noch einmal als Jehovah schalten,
 Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sey du sein Schwert und seine Zunge,
 Sein Donner und sein Blitz zugleich,
 Und tritt vor ihrem letzten Mördersprunge
 Die Höllestage mit dem Todesstreich.
 Die Häresie mit immer kühnern Sätzen
 Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
 Du fängst sie nimmermehr mit Liebesnegen,
 Soll sie zur Ruhe, mußt du sie vernichten!“

So Hulco sprach, des Hasses Feuer schürend,
Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harret des Papstes Wort entgegen;

Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen:

In seinen Bügen ist es fest und stille,

Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht

Entschluß und unerschütterlicher Wille;

Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Hulco angeblickt,

Daß der, so kühn er ist, ins Herz erschrickt.

Bezwungen ist er von der Macht des Bannes

Im Zornblick eines großen Mannes.

Es ist derselbe Blick, der schon so lang

Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,

Der tausend Feinde in den Staub gestochen,

Vor dem ^{Thron} zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Papst: „ha! welcher Wahnsinn sieh

Dir seine Rede, daß du so vermessen

Des Amtes mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,

Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den schlimmen Mord durch dich vernommen,

Stand mein Entschluß geharnischt und in Waffen,

Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:

Die Keger von der Erde fortzuschaffen.

Getödtet haben sie den Friedensboten,

Und also selbst zerhau'n den finstern Knoten.“

Die Höhle.

In Wald ist eine Höhle tief und still,
 Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch streicht,
 Wohin das matte greise Wild sich schleicht,
 Wenn es im Dunkeln heimlich sterben will.

Dort steht ein Mönch, den Blick zum Boden senkend,
 Wo Knochen viel zerstreut, und also denkend:
 Ist's Keinslichkeit und angeborne Zucht,
 Daß sterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
 Und möchte nicht die Seele die sich trennt,
 Verscharren gern die Leich', ihr Excrement?

Schämt sich das Wild des Tods? ein Ahnungsschein,
 Daß Tod nicht war im Paradieseshain,
 Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
 Und dämmert traurig ihm die Erdenschuld? —
 Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
 Vom Thier in seiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der strengste Mönch von allen,
 Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
 Von heiliger Askese bleich und hager,
 Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Keger weilen,
 Bemüht zu seinem Glauben sie zu heilen,
 Viel Tage lang, viel schlummerlose Nächte
 Hielt er mit ihnen heiße Wortgesechte;
 Bei Manchen ist dem Mönch ein Sieg gelungen,
 Die Meisten blieben starr und unbezungen.

Nun ziehn den Müden endlich seine Glieder
 Erschöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
 Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
 Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
 Erst in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
 Streckt er zu kurzer Ruhe hin die feinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
 Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;
 Und darf sein dürrer Mund zum Duell sich senken,
 So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
 Die farge Kost soll die Entfagung stärken,
 Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
 So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
 Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Raum aber war der finstre Mönch entschlafen,
 Als weckend ihn verworrne Töne trafen;

Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
 Er steht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
 Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
 Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
 Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
 Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
 Und ihn umlaufend Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
 Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
 Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
 Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,
 Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
 Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren.
 Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
 Die Glocken sind des Teufels Feldbrommeten.“

So klang die Rede aus des Greißes Munde,
 Da stürzt der Mönch gewaltig in die Kunde,
 Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
 „Der führte mich in eure finst're Schlucht,
 Wenn ihr ihn ehrt so folget seinem Licht!“
 Und jeder lauscht dem Mönche wie er spricht:

„Gieng ein Mann allein zur Morgenzeit
 Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
 Hört er fernher in die Kirche locken,
 Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
 Doch er schlug, die Glocken nicht zu hören,
 Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
 Laute Flüche donnerte sein Herz.

Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
 Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
 Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
 Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldeknacht,
 Als im fernen Dickicht seinen Ohren
 Gieng der letzte Glockenlaut verloren,
 Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
 Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
 Im bekannten Forst nach allen Winden
 Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
 Horch! da rauscht es doch mit einem Mal!

„Wunderbar!“ — so ruft er — „ist's ein Quell?“
 Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
 Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
 Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
Schmachtend ist er an den Duell gesunken,
Und er hat sich freudig satt getrunken,
Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlich ist des Jünglings Angesicht,
Und er winkt dem Mann, ihm nachzuschreiten,
Von woher die Wellen niedergleiten,
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Glas hier liegen in der Flut;
Durch das Glas kam dir der Duell gegangen,
Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Blut.“

Kließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder und die Thoren
Doch die Gottesfrische nicht verloren,
Und die Kühlung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden,
Doch schon ist der Engel ihm verschwunden,
Sammt dem Glas und Bächlein hell und rein!“

Betroffen läßt der Greis die Bibel sinken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht ist verrathen;
Doch wisse, Mönch, und sag es den Brälaten:
Wir wollen oberhalb des Glases trinken!
Gerad ins Herz will unser Gott uns fließen,
Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen.“

Da murmelt's in der Menge: „bindet ihn!
Er liefert uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!“
Gewaltig ruft der Alte: „laßt ihn ziehn,
Besleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!“

Dominicus fanatisch niederkniet,
 Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
 Und ruft: „gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!“
 Hier einsam, nur im Angesicht der Feinde,
 Und unbejubelt von des Herrn Gemeinde,
 Will ich den höchsten Kranz erwerben!“
 Er rußt's und seine Augen schließen Blitze
 Und suchen rollend eines Dolches Spitze.

Umsonst! sein heißes Blut bleibt unvergossen,
 Nur in den Winkel wird der Mönch gestoßen;
 Und wieder schließt der Kreis sich um den Altar,
 Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Kreise jetzt tritt der „ältere Sohn“ sich neigend,
 Darauf der „jüngere Sohn“, gebückt, ehrfürchtig schweigend.

„Der Helfer“ naht zuletzt und führt an seiner Hand
 Zur Reih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Kreis aufs Haupt das Neue Testament,
 Und mahnt ihn feierlich: sprich was dein Herz bekennt!*

Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
 „Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen.“

Glaubst du ein Auferstehn? — „Wenn's Holz geschlagen
 worden,

So wie es fällt, so liegt's, nach Süden oder Norden.“

Was ist der Seelen Loos? — „Sie sind von Gott gefallen,
 Und müssen ihren Weg durch Noth und Sehnsucht wachen,

* Der Name Abthemer war ein gemeinsamer, unter welchem die katholische Kirche jener Zeit die verschiedenartigsten, moralisch und dogmatisch divergirenden Kegersecten zusammenbegriff. Sie glaubten nicht Alle einen Dualismus; auch sollen überhaupt durch das nachstehende Bekenntniß nur ungefähr die äußersten Linien ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden.

Biß sie der Heiland läßt die Luft der Heimath trinken,
Und selbst vergessend sich, in Gottes Herz versinken.“

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche siehst und ihre Gnadenpenden?

„Der Kirche sey der Geist entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und singt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl ist nur gebackten Brod,
Die letzte Delung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sacrament der Eh ist meist nur Buhlerei,
Wenn sie auch vor der Welt hingehet der Schande frei;

Denn selten einmal blüht die Liebe den Genossen,
Die Himmeläblüthe noch, wenn schon die Früchte sprossen.

Die Laufe neget das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind ans Herz zu legen.

Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorschen solche Schnüre:

Verachte jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der kundig nicht der
Schrift,

Statt seines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.

Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geschichte,
Die erst lebendig wird im Geist und seinem Lichte;

Mit dieser Leuchte soll der Mensch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Ginst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen,
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durch-
bringen.

Mag auch das Jesusbild, der Widerschein den Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellenen,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich lasse mich von euch, sey's auch zum Tode weihen! —

So sprach der Neophyt; der Kreis in Freuden stand,
Und gab die „Eröstung“ ihm mit aufgehobner Hand;

Und siebenmal er spricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johanns den Beginn;

Und siebenmal der Kreis das Vaterunser spricht
Und hauchet ihm dazu den Odem ins Gesicht.

Indeß Dominicus im Winkel qualvoll steht
Und auf die Schaar von Gott den Blitz herunterleht.

Wer nahm hier Kegerweih'? wer sprach der Kirche
Hohn?

Es ist ein Troubadour, der Mönch von Montaubou.

Die Harfe jezo nimmt, die Feier zu beschließen,
Der Sänger, läst sein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfaffenthum, das Hollending zu schildern.
Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckens-
bildern.

Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
Die selbst sich leuchten wild in öden Finsternissen,
Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Hollensferde.

Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
Scht ihr sie zornig dort durchs Erdenleben retten?

Wohin der Göttin Ro mit seinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut:

Wohin den Sturmeshauch des Rosses Rüstern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menschen sterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greisen Kinder früh, noch eh sie konnten weinen:

Eh sie den Tag begrüßt mit freudigen Gesängen,
Eh sie der Sonne zu die Gangesfluten sprengen.

Die Göttin reitet fort; vom scharfen Ritt geschüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite
Strecken,

Als Best mit leisem Bi zu tödten und zu schrecken.

Und eine zweite sank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geschleudert, zischt und fährt
Durch Menschenheere fort, die sie als Krieg verzehret.

Die vierte aber fiel, die allerschlimmste Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißet Wsaßentrug und sticht auf ihrer Bahn
Der freien Luft an Gott ins Herz den giftigen Zahn.

Dominicus enteilet, wuthzerissen,
Und sinkt zur Erd' in Waldesfinsternissen.
Er klagt dem dunkeln Wald sein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, sein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloses Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen sind dem Unheil nicht verloren,
Ein schwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus seinen Hornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amadurga sprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Gestalt und Glieder;
Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
Vergeffen möchte sie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquisition.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
 Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
 Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
 Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
 Wohl Jeder spürt die süße Lebensmacht
 Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
 Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
 Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
 Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?

Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
 Und fest ihr schaut ins blasse Angesicht,
 Wer ist so elend und betrübt, daß nicht
 Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
 An Schmerz — darüber mag der Mensch nicht streiten:
 Doch wenn von seinem Himmel ist die Rede,
 Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Sehde.
 Wo selig schwelgt ein Herz in Himmelschätzen,
 Dort fühlt ein andres Abscheu und Entsetzen:
 Noch fand ein jedes Heiligthum Verächter;
 Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
 Die Andern schlagen höhnisches Gelächter,
 Und möchten über solchen Wahnsinn wetzen.

Toulouse ist vom Interdict getroffen;
 Zum letzten Male stehn die Kirchen offen.

Der Bischof Dulce eilt, dem Wolf der Sünden
 Den Bohn der Kirche donnernd zu verkünden.
 Er wirft hinab zur gläubigen Gemeinde
 Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
 Und ruft: „so hat der Herr im Strafgerichte
 Verworfen euch von seinem Angesichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
 Sie werden ausgelöscht mit Klageberden;
 Die Bilder, die dem Herzen Tröstung sandten,
 Sind schwarzverschleiert hingelegt zur Erden;
 Die Trauer theilend, jedem Blick verschlossen
 Sind die Reliquien in ihren Särgen,
 Als möchten sie sich vor dem Wolfe bergen,
 Daß Gott aus seinem Angesicht verstoßen;
 Daß Bild des Herrn umhüllt der tiefste Schleier;
 Erschüttert schaut das Volk des Fluches Feier;

Hinausgetrieben wird's mit grausen Worten,
 Und donnernd schließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer seinen Gram
 Sonst am Altare auszuweinen kam,
 Wer kam für einen lieben Wunsch zu flehen,
 Mag lauschend an gesperrter Thüre stehen;
 Er hört die Orgel nicht, nun ist sie stumm,
 Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
 Er hört, wo freudig sonst Gesänge schallten,
 Einsam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
 Die Priester, feiernd, lesen keine Messen,
 Den Schall der Glocken hat die Luft vergessen.

Nur selten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
 Wenn Stürme jagen durch die Glockenstube;
 Und wenn ein Klosterbruder stirbt, so schreckt
 Die Glocke, langsam mahnend an die Grube;

Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
 Wo still die unvergessnen Freunde liegen,
 Wo Kinder sich zu ihren Eltern schmiegen;
 Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenfranz!
 In Trauerkleidern ohne Lust und Glanz!
 Im Kirchhof werden Liebende getraut,
 Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
 Und senkt das Haupt, des Myrtenschmuckes baar,
 In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
 In Todesschauern ihre Seele zittert,
 Erschreckt sieht sie der Bräutigam erblicken;
 Vom Eindruck der Verwufung wird verbittert
 Die Stund' in der sie sich die Hände reichen. —
 Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
 Das Herz bis in die Wurzel aufzuspalten.

Das Borgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
 Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
 „Unselig Borgemach der hohen Herren,
 Du Folterbank der flüchtigen Minuten,
 Wo man sie weiß zu strecken und zu zerren,
 Zu quälen bis sie langsam sich verbluten;
 Wem du behagst, der niedrige Gefelle
 Soll einst dafür im Haus der Hölle büßen:
 Ein Kämmerling soll ihn an beiden Füßen
 Festnageln dort auf eine Fürstenschwelle!“
 Im Borgemach des Papstes harrten Viele,

Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
 Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
 Sie scharren ungeduldig an der Diele.
 Zwei Mönche sind; wo mag das Kloster stehen,
 Dem sie gehören? fremd sind ihre Launen,
 Dies feste Wlzingen und verstoßne Raunen,
 Und wie sie lauernd scharf im Kreise spähen.

Der eine Mönch ist hager wie ein Speer,
 Und holder auch dem Leben nicht als der;
 Ein finsterner Asket, wildfremd auf Erden,
 Nur heimisch im Entsagen, in Beschwerden,
 Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfassen,
 Des Jenseits Blässe ruht auf seinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
 Der Welt entrückt in einem frommen Traume,

Still contempstrent mit geschlossnen Blicken,
 Bald käm' ein Rab, für todt ihn anzuspicken.

Der Andre, reich an Leib, stattlich gerundet,
 Verschmäht nicht, wie sein heitres Lächeln kündet,
 Manchmal mit süßer Erdenluft zu kosen;
 Wie glänzen seiner Wangen fette Rosen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
 Führt plötzlich über's Angesicht die Hand,
 Als wollten schnell verweischen sie das Bild,
 Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag Manchen los hier kaufen
 Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
 Der Ritter, der sie mustert, und zum Glücke,
 Was Blick und Miene schreiben, meint zu lesen,
 Bekämpft die Langeweil' und ihre Lücke
 Mit einem Spiel verwegener Hypothesen;

Und flüsternd hebt er an, in tollen Mähren
 Die Mönche seinem Nachbar zu erklären:
 „Jüngst hielt der Böse Rath mit seinen Söhnen
 Und also ließ er seine Stimme tönen:
 Der Teufel mag sich immer mühen und plagen;
 Wenn seine Saaten schon zur Ernte reifen,
 Und drüber lustig seine Kerken pfeifen,
 Wird ihm die Sense aus der Hand geschlagen;
 Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
 Des Teufels Thun wird Gottesdienst am Ende.

Ein harter Satz, ein schwerer Satz, Gefellen!
 Wir woll'n den Block 'mal drehen und verschieben:
 Die Kirche soll mit frommbethörten Trieben
 Als wackre Magd des Teufels Haus bestellen.
 Im Dienste meiner scharfen Repressalien
 Entsend ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Bursche aus der Höllebande
 Verkappten sich in braune Mönchsgewande;
 Schon sind sie da in Pabstles Borgemach,
 Und sinnen jetzt der Langeweile nach,
 Um ein paar Studien und Marterskizzen
 Beiher sich ins Gedächtniß einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch bescheiden,
 Was Satan auftrug jedem von den Weiden.
 Ihr tretet — so gebot er — vor den Frommen,
 Verneigt euch tief und sprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, spricht der Eine, sich
 Den Staub vom Grab des Herrn an unsern Füßen;
 Jerusalem erblickten wir zwar nie,
 Doch läßt Sein Grab mit diesem Staub dich grüßen.
 Gewachsen ist dies Grab, wächst fort und fort,
 Bald ist die ganze Erde so zu nennen;

Wir brauchen nicht ins Morgenland zu rennen,
 Stehn bald in Jesu Gruft an jedem Ort;
 Als hundertblättrige Grabesrose
 Blüht frisch und lustig drauf die Heibengnose.
 Berauschend zieht die Strömung ihrer Düfte
 Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
 Ein wunderlicher Frühling will sich regen;
 Ja! Christus, den die Kirche ausgeboten,
 Man fand ihn schal und legt' ihn zu den Todten;
 Und einem Neuen seufzt die Welt entgegen.“

„O heil'ger Vater — spricht der Andre — trage,
 Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir sage.
 Betritt ein Erdenfürst des Bauern Haus,
 So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
 Daß sie dem hohen Gast nicht lästig werden
 Mit Schreien und unziemlichen Geberden;

Wer aber Christum will bei sich empfangen,
 Zeigt sich an Art und feiner Sitte minder,
 Weil er Gedanken, seine Geisteskinder,
 Hinaus nicht wirft, die ungeschlachten Rangen;
 Und solls dem Herrn der Welt im Haus behagen,
 So muß er mit den Jungens sich vertragen.
 Ach, Pontifex! und darf man so gering
 Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
 Du stehst dabei, sprichst kaum ein strafend Wort,
 Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
 Vergib, daß ich des Worts mich unterstanden,
 Allein so zischt der Spott in allen Landen.“

So wird der Hauch von diesen Mönchen klingen,
 Er wird als Sturm in die Provence dringen,
 Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
 Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!“ —

Der Andre spricht: „wie welt dein Wort ein wahres,
 Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entscheiden;
 Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
 Dominicus, den Kämpfer des Altars;
 Wenn der die Hand vor's Auge sich geschlagen,
 Den Blick aufs Kreuz unfähig zu ertragen,
 So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
 Daß er die Kezer noch nicht überwunden.“

Die Führer.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
 Was schuldbewußte Seelen weicher Art
 Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
 Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
 Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
 Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
 Hat Manchen schon in frühen Tod getrieben.

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
 Wie Morgenluft, die einst gefächelt, fühlen,

Daß sie für wenig täuschende Sekunden
 Das himmlisch leichte Loos der Unschuld fühlen.
 Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
 Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
 So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
 Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

Ein festes Männerherz das Frevel that,
 Will nichts von Reu und trüben Bußgeschäften;
 Mit seiner eignen Stärke schafft es Rath,
 Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
 Woran kein Makel klebt, wenn sie sich regen,
 Den Wust vergangner Tage fortzusetzen,
 Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
 Ein frisch lebendiges Gewitterschnauben.

Der trübe Kranke, dessen Leid und Klage
 Den Aerzten eine unlösbare Frage,

Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
 Sein Leben abergläubisch anvertrauen.
 Dort steht ein ungezähltes Heer in Waffen:
 Der römische Hirte läßt den Ablass glänzen,
 Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
 Von jeder Schuld Gewissen rein zu schaffen.

Viel Ritterschaaren und viel Pilgerhorden
 Verehnt der abenteuerliche Glauben:
 Wenn sie durch vierzig Tage Kezer worden,
 Die Saaten tilgen, sengen rings und rauben,
 Daß Gott auf sie die volle Gnadenflut
 Ausströme und den gleichen Segensbronnen,
 Als hätten sie das heil'ge Grab gewonnen,
 Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und Andre hören goldne Glocken läuten:
 Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!

Noch Andre lassen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzustehen.

Wagt über seinen Gott der Mensch zu denken,
So wird er's auch an seinem Fürsten wagen,
Er wird nicht blind sich ihm zu Füßen senken;
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeschmückten,
Das trieb, daß sie so rasch die Schwerter zückten,
Mehr als der Neue Schmerz und Ungebuld,
Zum Ablass rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeres Spitze reiten:
Abt Arnald, den der Pabst zum Haupt gesandt,
Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
Ein schrecklich Paar! der Eine kalt und klug,

Der Andre rasch wie sturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zusammen,
Gefellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schicksal einer Welt auf seinem Rücken;
Wohin die Rosse jener Weiden traten,
Gefolgt vom ungestümen Reiterhschock,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedoc,
Vergehen auch der Zukunft Freudenfaat.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
 Sind tapfre Ritter, banngetroffene Heger,
 Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
 Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Heger.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Beste,
 Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
 Er schwindet euch vielleicht schon heut auf immer,
 Genießet froh die letzten Strahlenreste!
 Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
 Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer rings vom weiten Meer umflossen,
 Der Krieger in der Burg vom Feind umschlossen,
 Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
 Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letzten Mal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
 Das weithin seine bunten Zelte breitet;
 Er prüft die Schleudertürme und durchspäht
 Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgräth,
 Und er befehlt zur nächsten Morgenwacht
 Den Sturm und mahnt: sehd tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
 Und scherzt: „wenn wir das Schloßlein abgethan,
 Will ich den Grafen Voix, den frevelnd decken,
 Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
 Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
 Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten.“

Das Lager rauscht von wildverwornen Tönen:
 Hier Arzte zimmernd an Maschinen dröhnen,
 Am Schleuderwerk die starken Selle knarren,
 Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
 Wo Jeder nach dem besten Stücke trachtet,
 Dort Wehgeschrei, es ist ein Haß zersprungen,
 Geblök von Thieren die das Messer schlachtet,
 Geschwäg von heimischen und freunden Zungen,
 Den Kegern Flüche, pöbliches Gelächter,
 In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,
 Die Rosse wiehern und die Mönche singen,
 Bis Alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
 Mit seiner tapfern Albigenerschaar.
 Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
 Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
 Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,

Und Schwert und Art auf Eisenhelme hämmern.
 Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
 Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Feind und Feind beisammen,
 Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
 Drauf tritt der Haß und schreitet brüder fort,
 Und kühl an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
 Wie viel der Unfern, Euren sind erschlagen?
 Von Herzen gönnt dem Tode man sein Theil,
 Man zählt ihm nicht die Wiffen in den Machen.
 Ballist und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
 Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
 Erstarrt sind eure Augen wie sie rollten,

Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im mannlichen Gesecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle todt.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd jingen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!“ — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit suchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur Einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den Uebrigen zum Führer taue.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.
Schwarz ist die Nacht der Blindheit, die sie schreckt,
Die Seele schwärzre Nacht des Hasses deckt.

Simon gebeut in herrischem Belieben:
Man bringt ein Seil, daß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem seiner Augen eines ist geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die keine fassen,
Daß sie sich dran des Weges führen lassen,
Und Simon ruft: „nun mögt ihr euch entfernen,
Ihr Keger, und katholisch wandeln lernen,
Blind folgsam und gehorsam nur dem Einen,
Dem noch ins Aug die Himmelslichter scheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß sein Verderben mein Beschluß,

Wenn er nicht tief zerknirscht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche schwört den Treueschwur.

Für ihn zu einem seltnen Rosenkranz
Hab' ich gefädelt euch an diese Schnur,
Dran mag der stolze Keger Buße beten,
Bis wir ihm auf den starren Nacken treten."

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht fühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Raß, sie machen halt
Und lagern sich an moosbewachsenem Ort,
Und Balduin, ein Greiß, erhebt sein Wort:

„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brauen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wo steht die Sonn'? ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendgluth,
Der Sonne wie sie sank ein Widerspiel
War jener Tolle sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Bahn aus ihrem Nacken.

Was half's? die Nacht schlug mir nun ins Gesicht,
Nun bin ich todt fürs goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu schauen!
 Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
 Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
 Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
 Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
 Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
 Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
 Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüstert hier so klug in diesem Strauch?
 Bist du ein Dämon, Wind, so komm und höre
 Und stärke dich an meinem warmen Hauch
 Und richt' es aus, was ich dich heiß beschwöre:
 Komm, spinne Zauber dir aus meinem Fluch
 Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
 Das wirf behende um ein jeglich Ding,
 Wornach sich dreht des Papstes Augenring!

Ist es ein Priester, so vermisch' die Lüge
 Im Angesicht, gib ihm die wahren Züge,
 Entreiß' der Seele ihr verstecktes Zeichen,
 Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
 Beschaut sein Antlitz Innocenz im Spiegel,
 Erschein' ihm drauf das schwarze Mördersteigel!
 Blickt er auf's Kreuz, so schau' er wie es wankt,
 Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
 Die sie Hierarchia nennen;
 Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
 Sey ihm von deinem Rachedienst entstellt!
 Hör', Dämon, hör'! die Rosen tunk' ihm ein
 In Kegerblut, und schmier' ihm Kegerblut
 Ins Morgenroth und in den Abendchein,
 Und spriz' ihm's in die Träume wenn er ruht!"

Ein Anderer spricht: „der Pabst hat's nicht gethan,
 Daß wir geblendet stolzern unsre Bahn;
 Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
 Ein schlechterer Mann trug noch den Harnisch nie.

Er scheint so fromm der Kirche nur zu dienen,
 Und läßt mit reichen Landen sich bezahlen,
 Und baut sein warmes Nest sich in Ruinen,
 Kocht sich sein Süppchen bei den Bannesstrahlen.
 Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
 Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
 Und würden Laster ihm so reich vergolten,
 Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
 Ich fluche nicht dem Pabst, dem heiligen Narren,
 Dem seine Gräu'el doch von Herzen kommen;
 Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
 Aus Blut und Schutt sich schönes Gold zu scharren.“

Ein Dritter spricht: „ich aber fluche Beiden,
 Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
 Es gilt mir gleich: mein Augenlicht verloren
 Hab' ich durch Simons schergisches Geklüften,
 Der Andre hat das Heer herbeibeschworen,
 Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
 Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
 Da meine Heimath schön und glücklich war,
 O blühend Land, voll Freude und Gesang,
 Dein Leben ist dahin auf immerdar!
 Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!“

Drauf Balduin der Alte spricht:
 „Die Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht.
 Es muß ins Herz mir noch viel tiefer schneiden,
 Wenn ich nicht seh', nur höre wie sie leiden.

Wenn mir ins Ohr Verzweiflung gelli,
 Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
 Als ob aus unsichtbaren Höllentiefen
 Die Stimmen meiner Brüder riefen.“

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alfär
 Und ruft, zum Aufbruch mahrend seine Schaar:
 „Dem Pabst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
 Getrieben unser Liebsteß hinzumorden;
 Er that's im Wahn, zum Heile sey das recht:
 Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
 Der selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
 Doch groß' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
 Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
 Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
 Und seine Wuth ist losgebunden;

Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
 Wuthblind den eignen Meister angefallen,
 Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
 Und meint es immer noch zu küssen.

Vom Blute seines Herrn berauscht,
 Durchtobt die Welt der grimme Leu:
 Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
 Hört er der Opfer Wehgeschrei.
 Die Klage zieht mit allen Winden
 In der Provence fern und nah;
 Es ist im Land kein Kind zu finden,
 Das nicht schon einen Todten sah.“

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
 Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Graufen
 Der Fluch Alfärs den Freunden in die Seele,
 Und Alle schweigen, nur die Bäume saufen.

Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden:
 Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
 Gerahren sie nur an den freien Winden,
 Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen überjät,
 Still — Alles todt — verstummt das letzte Wehzen;
 Verklungen auch der Priester Dankgebet,
 Te Deum laudamus nur die Geier frächzen.

Was einst Hesekiel verhieß den Geiern:
 „Der Herr wird lassen euch die Mahlzeit feiern
 Auf seinem Tisch und Roß und Reuter fressen!“
 Die Geier haben's heut noch nicht vergessen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
 Neidlos, denn reiches Mahl ist hier geboten,
 Die Fliegenschwärme summen um die Todten,
 Und sonst kein fremder Laut die Gäste stört.

Der Klageruf verlassener Mütter, Bräute,
 ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
 Das Raubthier kann bei ungestörter Nacht
 Einschlafen, wenn es mag, auf seiner Beute.

Im Osten kommt der Mond heraufgezogen,
 Und Schatten gaukeln um die Angefächter,
 Und um die Todten schleichen irre Lichter.
 O Mensch, wie bist du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperstoff erschaffen?
 Hat ihn hervorgebracht ein böser Geist?“
 Darüber stritten sie mit allen Waffen,

Und werden von den Vögeln nun gespeist,
 Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
 Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib ächt, menschlich und gediegen?
 Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
 Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod bestegen
 Und steigen aus dem Grabe unvergänglich?“
 Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
 Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint;
 Die sind gediegen, ächt, das ist gewiß,
 Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
 O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
 Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
 Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,

Der Erde ekelt schon es aufzutrinken.
Dort in der Niedrung steht's, ein rother Leich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Walgefüld Afar dort schreitet,
Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da springen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeschreckte Unken in den See,
Und singen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefüld
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen sich erfreucht?

Und ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verweicht?

Ob das ein Gott, ein kranker ist zu nennen,
Der eine Welt in Fiebergluth errichtet,
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald sich dran ergeht, bald es zerfchellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu fallen?

Was ist's? — und Christus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dies todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
 So lang die Zeit was findet aufzureiben?
 Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
 Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
 Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
 Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
 Die weckenden? — und gibt's ein solches Klingen?
 Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
 Und auch die Geier keine Kunde bringen,
 Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
 Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
 Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
 Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
 Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
 Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!

Hier ist dein Loos zu dulden und zu darben,
 In andern Welten reifen deine Garben;
 Der Sensemann wird kommen, sie zu schneiden,
 Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
 Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
 Sey froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln! — —

Hörst Innocenz? — in also düstern Weisen
 Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
 Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
 Ihn seinen Himmel mit dem Schwert beweisen! —

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
 Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
 Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
 Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
 Ist aber einem Volk die Freude fort,
 Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
 So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelnest.

An eine Kirche kam ich einst zu wallen,
 Mit Klosterzellen, längstverlassnen Hallen;
 Ich trat hinein, und fühlte schier Bedauern,
 Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
 Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
 Der sie so fromm zum schönen Werk befeelte.

Wo waren sie? — ich trat auf ihre Gräfte;
 Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
 Zum Abend neigte sich der Sommertag,
 Die Luft war lieblich von dem Heugebüfte.

Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
 Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
 Da war kein leichtes Schwanfen mehr und Beben,
 Still drunter das gemähte Menschenleben.

Der Kirchhof ist vom Kreuzgang eingeschlossen,
 Wo Ephemeranten an den Fenstern sprossen;
 Die schlanken Pfeiler sind so fest gestellt,
 Die Bögen leicht und kühn emporgeschneelt,
 Hoch, lustig ragt der fromme Bau noch spät,
 Die Mönche einst in keuscher Himmelskühle
 Bewahrend vor der dumpfen Erdenchwüle;
 Der Geist der so gebaut ist längst verweht.

An spitzgehognen Fenstern ist zu schauen
 Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
 Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
 Ein steinern Vogelneß am Aste schwebend.

Der Jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
 Die Mutter sie zu azen hold beflissen,
 Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
 Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
 Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
 Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
 Wie sie getreu die Kinder schützt und nährt?
 Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
 Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —
 Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
 Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
 Wo glauben hieß den Zweifelnden erschlagen;
 Er aber war noch einer von den alten,
 Von jenen frommen, rührenden Gestalten.

Mein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
 Reusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
 Und Alle segnend, Allen mild und gut,
 Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
 So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
 Er fränkte Niemand und verletzte Keinen,
 Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
 Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
 Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
 Wie überall die Keger gehn zu Grunde,
 Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
 Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
 Den er gefüllt so kraftgedrang und herbe,
 So rasend in den tiefsten Eingeweiden,

So reich an Dual eh' eine Stund' entrückt,
 Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
 Und alle Bitterkeiten ohne Rest
 Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
 So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
 Zu tausenden verbrannten und sie hörten
 Im Lobe noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfasst ein schauerndes Erstaunen
 Bei solchen Thaten, mörderischen Launen.
 Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
 „Ist, was ich seh', des Frevels ganze Wölle?
 O Mensch, wo steht die Gränze deiner Sünden?
 Kommt, wer sie sucht, bis in das Herz der Hölle?“

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
 Und vor sich selbst muß dieser Fromme zittern:
 Der Name Mensch, aus welchem kein Erlösen,
 Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Bösen,
 Er lauscht in seine Brust, ob nicht verstoßen
 Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
 Und vorwurfsvoll erschreckt ihn die Geschichte,
 Wie er ein Knabe einst den Wald durchzogen,
 Und sah ein Vöglein heim ins Nest geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
 Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
 Doch strich der Wind, den grünen Schleier hehend,
 Der Knabe sah das Nest am Wipfel schwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
 Zerstückt hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
 Daß er es heut noch hört, der Klagepfeiff,
 Womit im Wald die Mutter sich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im Kleinen,
 Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
 Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
 Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
 So klagt der Mönch, und kann sich's nicht vergehen,
 Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstückte wieder aufzubauen,
 Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
 Oft sah man ihn zu seinem Wilde kehren,
 Um seine stille Wehmuth dran zu nähren.